

Nr. 54. Bromberg, den 6. März 1929.



Wie war das doch? „Ein Bewerbchen" wollte sich Erich Wetter in Niederneidburg machen. Nun stand er vor dem Tor des Liebetrauschen Gutes und wußte nicht, was er fragen, sagen oder tun sollte. Den ganzen Weg hierher hatte er nur an Grete gedacht.

Eine Magd flitzte an ihm vorbei.

„Halt!" rief er sie an. „Auf ein Wort nur."

Das Mädchen blieb stehen, sah neugierig zu ihm hin.

„Ist das das Liebetrausche Gut?" fragte er.

Das Mädchen bejahte.

„Ich habe eine Bestellung an Fräulein Sophi Liebetrau. Ist sie zu Hause?"

Das Mädchen lachte. „Eine Bestellung an Fräulein Sophi! An unser Fräulein?!" Das glaubte sie nicht.

„Etwas auszurichten hab' ich ihr. Ist sie da?"

„Ach so — was auszurichten! — Nee, sie ist nicht da. Sie ist bei ihrem Bräutigam oder bei ihren Schwiegereltern. Genau weiß ich's nicht. Ich soll sie holen."

„Ist das Fräulein schon lange fort?"

„Es war schon dunkel als sie ging. Kam aber bald zurück und ging wieder weg. Sie sagte, sie habe etwas vergessen."

„So, so!" — Wetter schob die Mütze aus der Stirn. Trotzdem es kalt war, schwitzte ihn. „Na, da lauf! Sieh, daß du sie findest."

Das Mädchen sprang davon.

Erich stand in Schrecken und Ängsten. Er überlegte. Aber die Gedanken zerflossen ihm. Sie flatterten weg. Er konnte keinen halten. Klar, erschreckend klar, stand nur das eine in seinem Bewußtsein: Sie kam — und ging wieder fort!

Kam — nachdem sie Claus gesehen hatte. Und ging wieder fort!

Ging — wieder — fort!

Wie ging sie fort? Wie?

Plötzlich rannte Wetter dem Mädchen nach. Er holte es ein. Sein Atem flog. Vor seinem wilden Gesicht erschrak das Mädchen.

„Brauchst keine Angst zu haben", sagte Wetter, „will nur wissen, wie lange das Fräulein im Hause war, bevor es zum zweiten Male ging."

„O, gar nicht lange. Vielleicht zwei Minuten."

Und nun besann sich Wetter, daß er noch mehr wissen mußte. Er fragte:

„Hat das Fräulein mit jemand gesprochen?"

„Nur mit mir."

„Was sagte es?"

„Es wollte etwas holen. — Fräulein Sophie ging dann in Herrn Liebetraus Stube und kam gleich wieder heraus."

„War Herr Liebetrau in der Stube?"

„Nein!"

„War das Fräulein anders als sonst?"

„Sehr ruhig und bleich. Gar nicht unsere Sophi!"

„Gut", sagte Erich. „Auf Großsteinau gehen Sie zu Frau Wetter und sagen ihr alles. Sie sprechen mit niemand anders als mit ihr. Verstanden!"

„Warum denn?" fragte das Mädchen schüchtern.

„Weil — weil Fräulein Sophi nicht bei ihrem Bräutigam ist und auch nicht bei ihm war. Und weil das niemand zu wissen braucht. — Sagen Sie Frau Wetter, ich suche nach Fräulein Liebetrau. Sie möchte nichts unternehmen bis sie von mir Bescheid hätte. Sie bleiben bei ihr, bis ich zurück bin."

Das Mädchen verstand das alles nur halb. Was es ganz verstand, war das letzte. Sie konnte heute nicht zu ihrem Schatz. Also brauchte sie sich auch nicht zu beeilen. Sie ging langsam hinüber nach Großsteinau.

*

Eine knappe Stunde später stand Erich Wetter wieder vor dem Liebetrauschen Tor. Es war verschlossen. Auf den Armen trug er Sophi.

Er trat mit dem Fuße gegen das Tor. Wild! Wütend!

Die Hunde schlugen an.

Kurz darauf ging die Hoftür. Die tiefe Stimme Liebetraus rief: „Ist jemand da?"

„Aufmachen!" keuchte Wetter.

Der Riegel flog zurück. Liebetrau hielt sich am Pfosten fest. Wetter trat in den Hof.

„Wohin?" fragte er.

Der Alte führte ihn.

Im Flur gellte ein Schrei.

„Mund halten!" stieß Wetter heraus. „Brauchen keine Zuschauer."

Frau Liebetrau riß sich zusammen, wimmerte leise, „Sophi, Sophi", und taumelte hinter den Männern her.

Im Zimmer stand Wetter einen Moment still. Er suchte.

„Hierher", sagte Liebetrau.

„Nein! — Alles voll Blut", sagte Wetter, schlug mit dem Fuß den Teppich zurück und legte die Last auf dem Boden ab.

Wetter horchte nach ihrem Herzschlag. „Kaum zu hören," sagte er. Und er erhob sich schwer.

Liebetrau war wortlos. Im Schmerz erstarrt. Zu allem und jedem unfähig. Seine Frau ebenso. Die hauchte immer noch dieselben Worte: „Sophi, Sophi!"

Das sah Wetter, daß sie zur Hilfe nicht taugten.

„Ich hole den Arzt," sagte er. „Am besten, Sie lassen das Fräulein so liegen," und ging.

Schlußkapitel.

Dr. Steinert stand am Bett Sophi Liebetraus, die schwach, matt und teilnahmslos in den Kissen lag. Sein Gesicht war besorgt. Noch mehr, es war verzweifelt. Er glaubte, ihr Lebensflämmchen unter seinen Händen verlöschen zu sehen.

Die Kranke nahm jede Hilfe nur widerwillig an. Nahrung mußte ihr aufgedrungen werden. Sprechen tat sie überhaupt nicht, kaum daß sie ja oder nein sagte.

Das ging nun schon fünf Tage so.

Die Kochsalzinfusionen hatten keinerlei Wirkung gehabt. Der Blutverlust war zu groß gewesen. Die Kugel aus des Vaters Pistole hatte das Herz gestreift und im Ausschuß eine Arterie durchschlagen. Wetter hätte keine Minute später kommen dürfen.

Dr. Steinert wußte sich keinen Rat mehr. Für das Wichtigste hielt er, der Verwundeten Anteilnahme zu wecken. Und das wollte ihm nicht gelingen, ihm nicht, dem Vater nicht und nicht der Mutter.

„Wenn wir Ärzte nicht im Willen der Kranken den Helfer finden," sagte er zu Liebetrau, „vermögen wir nichts oder doch nicht viel. Das defekte Herz könnte ich heilen, wenn die wunde Seele nicht wäre. — Könnten wir die Patientin über den Fall Claus milder denken machen, wären wir am Anfang der Genesung."

Das eben konnten sie nicht. Sophi schwieg, aber man sah an ihrem Sich-geben, daß sie ihr Lebensziel verloren zu haben glaubte.

Liebetrau, der zusammengeknickt im Sessel saß, richtete sich langsam auf. Er hatte an den Finkenschlager gedacht.

„Wenn Sohr mit ihr reden würde," äußerte er. „Sie hielt große Stücke von ihm. Er weiß die Menschen zu nehmen. Vielleicht . . .!"

Dem stimmte Dr. Steinert zu, versprach Sohr zu instruieren und ihn am Abend mitzubringen.

So brachten die Liebetrau-Eltern wenigstens die Stunde bis dahin in einiger Hoffnung zu.

*

Sohr war durch Wetter von allem unterrichtet worden. Nach Drängen erst! Der gute Kerl hatte nicht mit der Sprache herausgewollt.

Dann hatten Vater und Sohn eine Unterredung unter vier Augen gehabt. Niemand hat erfahren, was sie gesprochen haben. Es muß aber bitter Ernstes und bitter Wehes gewesen sein, denn Claus war nach dieser Unterredung aus des Vaters Zimmer getaumelt, hinüber zur Mutter, hatte sich ihr an die Brust geworfen und bitterlich geweint.

Seit dieser Stunde litt Sohr Schmerzen. Körperliche und seelische! Er trug sie schweigend. Niemand ahnte, daß er krank war und wie krank er war. Nur Dr. Steinert konnte sich ein ungefähres Bild machen, als er am Abend mit ihm hinüber nach Großsteinau ging.

Halbwegs war Sohr stehengeblieben und hatte gesagt: „Wie wäre es, wenn Sie vorausgingen, mein lieber Doktor und die Herrschaften vorbereiteten!"

Dr. Steinert hatte erwidert: „Das ist nicht nötig. Sie wissen, daß Sie kommen."

„So? Auch gut! — Dann bitte: Langsamer gehen! Ich bin kein D-Zug."

„Wo fehlt es?"

„Nirgends! Es wird allmählich Winter. Das ist alles."

„Und das sagen Sie Ihrem Arzt?"

„Warum nicht? Der sollte am ehesten wissen, daß wir sterben müssen."

*

Um die sechste Stunde traten Sohr und Dr. Steinert bei Liebetraus ein.

Im dämmerigen Krankenzimmer saßen Herr und Frau Liebetrau am Fenster, Steinert setzte sich zu ihnen. Sohr ging gleich zu Sophis Lager, das an der entgegengesetzten Wand stand.

„Guten Abend, Döchting," sagte er herzlich. „Ich soll nach dir sehen, wünscht meine Frau und soll dir Grüße von ihr bestellen. Innige Grüße! Ich soll dir sogar einen Kuß von ihr geben. Das aber getrau ich mir nicht."

Sophi wendete ihm das Gesicht zu und lächelte. Es war ein schmerzvolles Lächeln.

Sohr nahm behutsam ihre Hand in die seine und setzte sich auf den Bettrand.

„Ich darf doch?" fragte er. Und Sophi bejahte mit den Augen.

„Geht wohl schlecht mit dem Sprechen?" erkundigte er sich teilnehmend. Aber doch lag ein ganz leiser Vorwurf in dieser Frage. — Ohne eine Antwort zu erwarten, sagte er: „Wenn dem so ist, müßte ich eigentlich wieder heimgehen. Ich bin aber mein Leben lang nie selbstlos gewesen. Warum sollt' ich das auf meine alten Tage noch versuchen. Das sehe ich nicht ein und das verlangt mein Döchting auch nicht von mir, gelt? — Bald eine Woche schon hab' ich mein Sophilein nicht plappern hören! Nicht lachen! Glaubst du denn, Mädelchen, das wäre zum Aushalten?! Ich hab' doch auch ein Herz."

„Ach du", sagte Sophi und drückte ihr Gesicht auf seine Hand.

„Hart ist die Hand, mein Liebes", fuhr er fort. „Gar nicht zum Anschmiegen. Hart und fest! Findest du nicht? Von der Arbeit ist sie so hart geworden. Von eines langen Lebens schwerer . . und beinahe vergeblicher Arbeit! Bald hätt' ich mir sie abhacken können. Bildlich gesprochen."

„Warum denn das?" fragte Sophi ängstlich.

„Nun sag, mein Kleines, was hätt' ich noch gesollt in dieser Welt, wenn du gestorben wärst? Man hat doch ein Lebensziel zu erstreben. Jeder von uns! Das meine warst du und bist es immer noch. — Und wenn das Ziel aus unserem Leben weicht, fortgeht, schwindet, ohne unser Zutun, ohne unsere Schuld, dann sind wir überflüssig geworden und unser Leben war — nichts!"

Da kam es zaghaft, stockend von Sophis Lippen: „Ich — war — dein Ziel?"

Er nickte und streichelte ihre Hand. Ängstlich vermied er, von Claus zu reden, sprach immer nur für sich.

„Ja, Sophilein, schon als du noch ein kleines Mädchen warst, warst du das. — Wenn ich dich so daherkommen sah, wiegend, mit eng an den Körper gedrückten Armen und immer halb verwundert, als wolltest du sagen: Guck doch — wie schön ist die Welt, freu dich doch, daß sie so schön ist — wie dankbar bin ich, daß ich in dieser schönen Welt herumtappen darf, so, wie es mir gefällt, da stellte ich mir das Ziel. Dieses kleine, liebe Pusselchen muß mein Döchting werden. Damals schon, vor zehn Jahren!"

Ganz leises Schluchzen war im Raum. Sophi weinte und Mutter Liebetrau weinte auch.

Und den beiden Männern war es eigen ums Herz. Das sah man. Es zuckte auf in ihren Gesichtern.

„Und als ich auf dem grünen Rasen lag," sprach Sohr weiter, „in Leipzig — weißt du's? — aus meiner Ohnmacht erwachte und in deine lieben, treuen Augen blickte — in die treuen, Sophi — da wußte ich: das Ziel ist dein, dein Leben hatte einen Zweck, es war nicht umsonst gelebt. Und nun darfst du deine Hände schützend über Sophi Liebetrau halten, darfst mithelfen, ihren Weg durchs Dasein eben und gerade machen und darfst sie stützen, wenn sie deiner bedarf. Das hätt' ich mir so schön gedacht! — Was ich empfand Sophi, als ich vor fünf Tagen erkennen mußte, daß die treuen Augen getrogen und ein armes, kleines Herz in seiner Not den Sohr vergessen hatte? Das tat bitter weh. Da ging es mir, wie dir's jetzt geht: Ich war nicht mehr beisammen! . . . Er schämt sich nicht, es dir zu sagen, Sophilein: Der alte Sohr, der Schlagetot . . er hat geweint! Geweint, um wen? — Um ein kleines, dummes Mädelchen, das sein schönes, großes Lebensziel war."

„O du . . . hauchte Sophi. „Es ging so schnell", entschuldigte sie sich. „Ich weiß nicht mehr, wie es geschah. — Sei mir nicht böse, Vater."

„Wie könnt' ich das . . dir böse sein! Wir kleinen Menschen glauben uns wer weiß wie wichtig und sind doch nichts! Ein Dichter sagt: Wir glauben zu schieben und werden geschoben. Kismet sagt der Muselmann, wir sagen Bestimmung. Ein Größeres steht hinter uns und treibt uns. Nichts tut es zwecklos. Auch dich, liebe kleine Sophi, ließ es nicht zwecklos straucheln. Du mußtest tun, was du tatest, um einen anderen in die Knie zu zwingen, zu zerbrechen, schuldig zu machen. Das ist geschehen! — Ich glaube, daß die Stunde deines Unglücks einen Mann gebar."

„Claus . . ."

Nur dieses eine Wort sagte Sophi, aber im Ton dieses Wortes schwang eine Skala von Gefühlen.

„Ich glaube es, Sophi und danke es dir! . . . Und noch ein anderes sollst du wissen. Es ist nicht minder erfreulich! Eine Frau, die dir in vielem ähnelt, nur reifer ist sie, leidgeprüfter, weil sie älter ist als du: Grete Wetter, reichte ihrem Manne die Hand. Vor Tagen tat sie das seit vielen Jahren das erstemal! Sie bekundete ihm ihre Achtung. Sie war gerecht. Sie überwand sich selbst. — Du siehst mich staunend an, mein Mädelchen. Warum ich dir das sage, denkst du? . . . Nun denn, es soll der schönste Sieg sein, den ein Mensch erkämpfen kann: sich selbst überwinden! — Möge dir Gott dazu helfen."

„Er hat mir schon geholfen durch dich!" sagte Sophi schlicht und zog seine Hand an ihre bleichen Lippen. Dann bat sie: „Laßt mich bitte allein. Und schicke mir morgen den Claus herüber, Vater. Grüß auch die Mutter. Ich laß sie um Verzeihung bitten, für die Schmerzen, die sie um mich leiden mußte."

Im Flur fiel Liebetrau dem Finkenschlager um den Hals.

„Du . . ." schluchzte er, „du . . .! Das will ich dir nie vergessen."

Und schämte sich seiner Tränen nicht.

(Schluß folgt.)

Gedankensplitter.

Von Wolfgang Federau

Nichts bedrückt die Frau mehr als das Alleinseinmüssen — nichts quält den Mann heftiger als die Unmöglichkeit, allein sein zu können.

*

Wer dem geliebten Menschen nicht alles verzeihen kann, der kann ihm — nichts verzeihen.

Pierre Dandurands Verhaftung.

Erzählung aus dem winterlichen Kanada.

Von **Harris Brackett.**

Zuerst glaubte Pierre Dandurand, den Schlag nicht ertragen zu können. Zwei Jahre hatte er um Jeanne Lemaire geworben, und endlich schien er die Liebe des jungen Mädchens errungen zu haben.

Da kam der Städter mit den weichen, an keine Arbeit gewöhnten Händen und der schmeichelnden Stimme, dieser Roy Macholm, den er selbst fünf Meilen von der Siedelung entfernt halb erfroren aufgefunden und vor dem Tode gerettet hatte, und stahl ihm Jeanne. Erst dachte Pierre Dandurand daran, den anderen über den Haufen zu schießen. Wer kümmerte sich hier oben in Keewatin um einen entlaufenen Taugenichts aus dem Süden? Aber dann dachte er an Jeanne.

Doch als sich die beiden Männer einst vor Pierre Dandurands Blockhütte trafen, sagte der Kanadier kurz: „Tritt ein!" — Der Städter wunderte sich: „Was soll es?" — „Du wirst Jeanne Lemaire heiraten?" — „Ja." — „Dann denke daran, daß du deiner Frau Treue schuldig bist. Vergißt du das, verläßt du sie, so werde ich dich immer finden. Ich verzichte nicht, um Jeanne Lemaire einst unglücklich zu sehen." — Der andere lachte gezwungen: „Warum so viel Pathos, alter Junge? Ich denke, es wird mir bei Jeanne recht gut gefallen." —

— — Fünf Jahre später trug Jeanne Macholm, einst die Schönste in Keewatin, tiefe Gramfalten um den Mund. Drei Kinder krochen in der Hütte herum, und der Mann war verschwunden.

Da steckte Pierre Dandurand sein Jagdmesser in die Tasche, holte das Geld aus der Kiste unter dem Bett und zog nach Süden. Ein halbes Jahr lang hörten sie in der Siedelung nichts mehr von ihm, dann kam er im Winter wieder zurück. Niemand fragte, wo er gewesen, denn Pierre Dandurand liebte die Neugier nicht. —

In Montreal fand die Polizei eines Morgens einen Erstochenen in der Gosse. Zwei Wochen später meldete sich ein Bürger und erkannte das Bild seines Sohnes: „Ich war verreist und erfuhr es nicht eher. Er ist mir vor Jahren mit Geld davongelaufen und kam vor drei Wochen aus Keewatin zurück. Dort muß er eine Frau gehabt haben. Er wollte zwar nicht mit der Sprache heraus, doch er brüstete sich mit seiner Eroberung und erzählte etwas von einem lächerlichen Nebenbuhler, einem Dandurand, den er ausgestochen hätte." — Der Mordkommission genügten die Angaben, und Sergeant Hopkins von der Berittenen Kanadischen Polizei wurde beauftragt, mit fünf seiner Leute den Pelzjäger Pierre Dandurand aus Reindeer Factory zu verhaften.

Sergeant Hopkins und seine Leute fuhren mit der Bahn nach Winnipeg. Dort legte man ihm im Hauptquartier der Polizei die Landkarten vor: „Reindeer Factory? Sind rund achthundert Kilometer bis dorthin. Nur Schlittenfahrt." Hopkins ließ sich nicht entmutigen. Er verschaffte sich Schlitten und Hunde und fand einen Halbblutindianer als Führer. Anfang Januar brachen sie auf.

Nach vier Wochen langten sie in Reindeer Factory an. Pierre Dandurands Hütte war leer. „Wo ist er?" — Keiner in der Siedlung wollte es wissen. Doch am Abend meldete sich ein verkommener Indianer: „Er hat mich einmal geschlagen. Ich weiß, wo er ist. Er jagt drüben im Westen."

Am Morgen zogen die Polizisten weiter. Eine Spur lief ihnen im Schnee voraus. „Hier ist vor Stunden eine Frau gelaufen. Sicher Jeanne Macholm. Sie wird ihn warnen", sagte der Indianer und trieb die Hunde an. Am Nachmittag sahen sie in der Ferne kräuselnden Rauch. „Das ist die Hütte." Sie wagten sich vorsichtig näher und riefen. Alles blieb still. „Sie ist leer." Da fanden sie auch eine Schlittenspur. „Sie sind nach Norden geflohen, wo zwei Tagemärsche von hier noch eine Hütte steht."

Am übernächsten Tag war das Blockhaus umstellt: „Hallo, Pierre Dandurand, ergib dich!" Eine Kugel pfiff zur Antwort durch Sergeant Hopkins Pelzmütze: „Verdammt!" Acht Menschen flogen in den Schnee und krochen in Deckung zurück. In der Nacht, während die Hälfte auf Posten blieb, bauten die anderen zwei Brustwehren aus Schnee. Dahinter erwarteten sie den Morgen.

Da wurde die Hüttentür geöffnet. „Er ergibt sich." Doch niemand kam. Dafür brüllte die Stimme des Mannes aus dem dunklen Hütteninnern: „Laßt die Frau aus dem Spiel!" Und Hopkins schrie hinter seiner Schneeschanze zurück: „Ja." Da kam Jeanne Macholm aus der Hütte. Der Sergeant gab ihr einen Schlitten: „Fahr nach Hause!" Sie schien noch etwas sagen zu wollen; vielleicht: „Schont ihn." Dann aber strich sie mit der Hand über die Augen: „Es hat ja keinen Zweck."

Tagelang lagen die Polizisten vor der Hütte. Sie froren im Zelt, das der kleine Petroleumofen nur ungenügend erwärmte. Wenn sich ein dunkler Fleck hinter der Schneewehr sehen ließ, peitschte ein Schuß auf. So traf es den Indianer am dritten Tag in die Stirn. Bald danach hörte der Schornstein zu rauchen auf: „Er hat kein Holz mehr, und der Hunger muß ihn heraustreiben." Doch Pierre Dandurand hielt noch vier Tage aus, und seine Kugel legte auch den Halbblutführer in den Schnee. Dann wurden die Schüsse spärlicher und unsicher. Zuletzt verstummten sie ganz. Die Polizisten warteten noch. Nach Stunden trat Pierre Dandurand mit erhobenen Händen aus der Hütte. Er ging tappend wie ein Blinder. Sie banden ihm die Hände auf den Rücken. Er war schneeblind vom Starren und Zielen auf die weiße Decke. Widerstandslos ließ er sich auf den Schlitten setzen: „Ich hatte keine Patrone mehr und seit vier Tagen nichts zu essen."

Hinter Reindeer Factory geriet die Karawane in den Schneesturm, und Sergeant Hopkins wußte, daß er den Heimweg allein nicht finden konnte. Pierre Dandurand, der seine Augen tagelang geschlossen gehalten, konnte wieder sehen und erkannte die Not der Polizisten. Er rief nach Hopkins: „Sergeant, binde mich los, und ich zeige euch den Weg." — Der Polizist überlegte; dann fragte er: „Wirst du fliehen?" — „Mein Wort, nein." Da befreite ihn der Sergeant von den Fesseln, und Pierre Dandurand führte die Polizisten durch den Blizzard. Da er ihnen das Leben gerettet hatte, banden sie ihn nicht, als der Sturm ausgetobt hatte. Zehnmal konnte er fliehen, die Schlafenden überfallen, doch er dachte nicht daran, sein Wort zu brechen.

Ende März traf Sergeant Hopkins mit dem Gefangenen in Montreal ein und lieferte ihn im Gefängnis ab. Da fragte der Anstaltsleiter erstaunt: „Ein Mörder, und ohne Fesseln?" — „Ohne ihn lebten wir nicht mehr", antwortete Hopkins und gab Pierre Dandurand die Hand: „Ich danke dir."

Der Wärter fand den Gefangenen am anderen Morgen tot am Fenstergitter hängen. Auf dem Tisch lag ein Stück Papier, das sagte mit ungelenker Schrift: „Ich mag nur in Freiheit leben. Ich hätte zehnmal fliehen können, und tat es nicht, weil ich mein Wort gab, weil der Sergeant die Frau aus dem Spiel ließ. Jetzt hat er mich abgeliefert."

Klima-Aenderungen.

Bekommen wir eine Eiszeit?

Der gegenwärtige außerordentlich strenge Winter, dessen seit Jahresbeginn währende große Kälteperiode dem europäischen Kontinent überaus niedrige Temperaturen brachte, wie sie die Meteorologen in langen Jahresreihen nicht aufzufinden vermögen, dieser alle menschliche Tätigkeit lähmende, gleich einem göttlichen Strafgericht über die händelsüchtigen Völker verhängte Winter legt wieder die Frage nahe, ob sich wohl eine Wandlung unseres Klimas vollzogen habe oder doch im Begriff sei, sich zu vollziehen. Pessimisten wollen in diesem Naturvorgang gleich wieder ein böses Omen auf die in absehbarer Zukunft bevorstehende neue Eiszeit erblicken; sie vergessen aber, daß es sich bei solchen Vorkommnissen nur um Einzelerscheinungen handelt, die von Zeit zu Zeit, wenn auch manchmal erst nach langen Pausen wiederkehren. Aus extremen Einzelfällen allein lassen sich keine Schlüsse auf den Gang des Klimas ziehen. Einzelne besonders kalte Winter wie der diesjährige oder ungewöhnlich kühle Sommer wie der von 1922 fallen erst dann ins Gewicht, wenn sie sich zu oft wiederholen, wenn sie sich häufen.

Da nach ehernem Naturgesetz nichts in der Welt von Bestand ist, kann auch das Klima hiervon keine Ausnahme machen. Das Klima ist nicht unveränderlich, sondern ändert sich *fortwährend*. Daß wir dies nicht merken, liegt an der verschwindend kurzen Dauer unseres Lebens gegenüber den langen Zeiträumen, in denen die Klimaänderung vonstatten geht. Wenn sich das Klima in geologischer Vergangenheit, wie wir heute wissen, wiederholt sehr bedeutend umgestaltet hat, im Tertiär noch tropisch, im Diluvium zeitweise feuchtkalt (Eiszeit), zeitweise wärmer und trockener (Steppenklima) gewesen ist, warum sollte es nicht auch in der Gegenwart wandelbar sein? Forschen wir deshalb einmal nach, ob sich nicht Merkmale finden, die einen gewissen Anhalt dafür bieten.

Doch bevor wir in die Zukunft schauen, müssen wir uns zunächst über die *Vergangenheit* unterrichten und uns kurz vergegenwärtigen, wie das heutige Klima in Mitteleuropa geworden ist. Aus zahlreichen Naturzeugen auf und unter der Erdoberfläche wissen wir — wie die „Basler Nachrichten" äußern —, daß der ersten großen diluvialen Eiszeit eine wärmere Periode, die sogenannte Zwischeneiszeit, folgte, auf diese wieder eine neue, schwä-

chere Eiszeit und eine abermalige Zwischenzeit, endlich eine dritte kalte Periode. Manche Gegenden hatten sogar vier Einzeleiszeiten. Die Haupteiszeit mag vor etwa einer halben Million Jahren begonnen haben; die letzte und schwächste kalte Periode soll vor ungefähr 20 000 bis 30 000 Jahren zu Ende gegangen sein. Seitdem ist es also wieder wärmer in Europa. Es entsteht daher die Frage, ob wir uns gegenwärtig gleichfalls in einer Zwischeneiszeit befinden und einer neuen, wenn auch geringfügigeren Vergletscherung von Norden her entgegengehen.

In jüngster Zeit sind nun zwei etwas bedenkliche Entdeckungen zu verzeichnen, die auf eine allmähliche Verschlechterung unseres Klimas hinzudeuten scheinen. Im vorigen Jahre meldete das Meteorologische Institut in Oslo, daß die Dampfer „Homeric" und Majestic" bei ihrer Fahrt über den Atlantischen Ozean im Sommer 1928 beträchtliche Abweichungen des Golfstromes nach Westen festgestellt haben. Die vom Golfstrom herangeführten warmen Wassermassen sind geradezu die Warmwasserheizung Europas. Diesen Zusammenhang zwischen Oberflächentemperatur des angrenzenden Meeres und den Witterungsverhältnissen Norwegens haben besonders Fritjof Nansen und Helland Hansen nachgewiesen. Eine Ablenkung des Golfstromes müßte sich infolgedessen in einer Verschlechterung des norwegischen Klimas auswirken. Tatsächlich hat Norwegen schon seit mehreren Jahren außergewöhnlich kühle Sommer zu verzeichnen; 1928 traten im Juni und Juli noch mehrfach Schneefälle und im August vereinzelt bereits Nachtfröste ein. Gleichfalls im vorigen Jahre lieferte Fritz Groißmayr (Passau) durch eine Veröffentlichung in der „Meteorologischen Zeitschrift" einen weiteren Beitrag zum Problem der Klimaverschlechterung. Er verwandte zu seinen Untersuchungen die 146jährigen Temperaturbeobachtungen des meteorologischen Observatoriums (Hohe Warte) in Wien von 1775 bis 1920 und stellte an dieser langen Jahresreihe eine Abnahme der Jahrestemperatur einwandfrei fest. Während die Temperatur von 1775 bis 1799 im Mittel noch 10,26 Grad Celsius betrug, war sie von 1901 bis 1920 auf 9,24 Grad gesunken. Die Jahrestemperatur ging demnach um 1,02 Grad zurück. Nach Groißmayr ist das Klima Österreichs weniger kontinental, dafür etwas maritimer geworden, besonders auffallend seit einigen Jahrzehnten.

Beide Befunde scheinen zwar einander zu bestätigen, wir werden aber gut tun, vorerst noch weitere Feststellungen abzuwarten, ehe wir die Änderung unseres Klimas als gegebene Tatsache hinnehmen. Tritt sie jedoch wirklich ein oder ist sie bereits im Gange, so geschieht dies natürlich äußerst langsam, und wir dürfen gewiß sein, daß wir auch in Zukunft noch viele heiße Sommer und milde Winter erleben werden. Ganz sicher aber können wir annehmen, daß eine Verschlechterung bis zum Eiszeitcharakter entweder gar nicht oder doch erst in ferner Zukunft zu erwarten steht.

Utopia in der Ostsee.

Gesellschaftlicher Idealzustand einer Schwedengemeinde auf einer Ostseeinsel.

Auf der kleinen Insel Runö im Rigaischen Meerbusen lebt — wie die „Weser-Ztg." meldet — seit alten Zeiten eine kleine schwedische Gemeinde, die jetzt die Aufmerksamkeit weiter Kreise in Schweden auf sich gelenkt hat, indem eine schwedische Hilfsexpedition dieser stammverwandten Bevölkerung Lebensmittel und andere Bedarfsartikel überbrachte. Die Bewohner von Runö litten nämlich große Not infolge Mißwachs.

Man nimmt an, daß die Besiedlung der Insel, die in politischer Hinsicht zu Estland gehört, zu Beginn der christlichen Ära erfolgt ist. Zum ersten Mal wird sie 1341 in einem Dokument erwähnt, als der Bischof Johannes von Kurland ihre schwedischen Gesetze und ihre eigenartigen Rechtsbegriffe anerkannte, die an die Sitten der schwedischen Wikinger anknüpfen. Runö liegt 100 Kilometer von Riga und 70 Kilometer von Arensburg auf der Insel Oesel entfernt, ist fünf Kilometer lang und drei Kilometer breit, die Bevölkerung zählt 300 Personen, die auf 27 Bauernhöfen leben. Infolge des kargen Bodens ist die Landwirtschaft wenig entwickelt und die Hauptnahrungsquellen sind die Fischerei und die Seehundsjagd.

Die Ordnung auf der Insel kann als praktischer Kommunismus im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden. Vom Kindlein in der Wiege bis zum arbeitsunfähigen Alten sind alle gleich in der Gemeinschaft. Es gibt keine Diener. Die Dienstleistung beim Pfarrer gilt als ein Ehrenamt, das der Reihe nach immer ein Weib und ein Mann ausüben. Privates Eigentum gibt es nicht, ausgenommen Kleider, Waffen und ähnliche persönliche Bedarfsartikel. Niemand darf seinen Hof verkaufen, sondern darf nur auf ihm wohnen, das Land beackern und die Pferde benutzen.

Jeder Hof hat etwa 50 schmale Streifen Landes, oft nur 2,5 Meter breit, und alle nach irgendeiner alten Stammesordnung über die Insel verstreut. Die Wälder und Weiden sind aber gemeinsames Eigentum. Soll ein Haus gebaut werden, oder benötigt jemand eine Arbeitsleistung, die mehr Hände verlangt, so lädt er einfach seine Nachbarn dazu ein. Die kommen dann ohne irgendeine Bezahlung, nur muß der Auftraggeber für ihre Mahlzeiten sorgen. Alles Geld, das durch den Verkauf des Seehundsfleisches oder durch Hilfeleistung an gestrandete Schiffe erlangt werden kann, wird gleichmäßig an alle Einwohner verteilt, Kinder, Weiber und Invaliden mit einbegriffen.

Diese kommunistische Lebensordnung ist teils in geschriebenen Gesetzen, teils in mündlichen Traditionen festgelegt. Die höchsten Beamten sind der Präsident, Länsmann genannt, ein Sekretär und ein Richter, die durch allgemeines Wahlrecht, an dem auch Frauen beteiligt sind, für eine bestimmte Periode gewählt werden. Die Beamten erhalten gar kein Gehalt. In wichtigen Fällen wird ein Landtag unter freiem Himmel, gewöhnlich im Sommer, zusammenberufen. Beim Landtag herrschen nicht die üblichen parlamentarischen Formen, sondern jeder kann tun, was ihm gefällt — rauchen, liegen, ja sogar schlafen. Die Sitzung beginnt frühmorgens um 5 Uhr und dauert bis in die Nachtstunden. Verbrechen sind auf Runö unerhört. Es gibt ein Gefängnis mit zwei Zellen, doch nur einmal hat man es gebraucht — erzählt die Tradition. Alle Neuerungen werden mit folgender Begründung zurückgewiesen: „War die bestehende Ordnung für unsere Vorfahren genügend gut, so ist sie auch gut für uns!"



Bunte Chronik



* **Lappländisches Rindvieh.** Es ist klein, etwa von der Größe unserer Kälber, völlig weiß und sehr schön gebaut. Die Milch dieser lappländischen Kühe soll einen vorzüglichen, einzigartigen Geschmack haben. Sie besteht sozusagen aus lauter Rahm und ist so dickflüssig, daß fast der Löffel darin stehenbleibt. Dies hat seine Ursache in der trefflichen Sommernahrung des Rindviehs. Es frißt nämlich in den Wäldern nur Schößlinge und junge Zweige. Die Lappländer pflegen die Milch, mit Tee vermischt, als Salbe gegen Mückenstiche zu verwenden. Sie bestreichen sich Gesicht, Hals, Arme und Hände damit und bleiben so von dieser Plage völlig befreit. Reisende müssen dasselbe tun, da weder Schleier, noch lederne Handschuhe einen genügenden Schutz gegen die zudringlichen und gefährlichen Plagegeister bieten.

*

* **Ein Sprengstoff von gewaltiger Wirkung.** Gegenwärtig werden in Amerika sehr interessante Versuche mit einem neuen Sprengmaterial angestellt, das erst kürzlich von einem ehemaligen Offizier der amerikanischen Armee, Hauptmann Zimmer, erfunden worden ist. Nach den Fachberichten soll der neue Sprengstoff, der ein grünlich-graues feines Pulver darstellt und Radium-Atonit genannt wird, eine viel stärkere Sprengwirkung besitzen als Dynamit, ja auch als das stark explosive Trinitrotoluol. Da die in letzter Zeit ausgeführten Versuche den Beweis erbrachten, daß die Wirkung des Radium-Atonit tatsächlich die höchste bisher erreichte Sprengkraft der beiden anderen erwähnten Sprengstoffe besitzt, die Fabrikation des neuen Sprengstoffs jedoch viel billiger kommt, setzt man die Versuche noch weiter fort.

Lustige Rundschau



* **Latein.** „. . . Und als ich 17 Stunden durch die argentinische Wüste gewandert war — wer tritt da hinter einem Felsen hervor — wer — wer? Ein Berberlöwe! . . . Erschauern Sie gar nicht? . . . Was hätten Sie in meiner Lage getan?" — „Was ich getan haben würde? Ich hätte den Hut gelüftet, schöne Verbeugung gemacht und gesagt: „Sagen Sie mal, mein verehrter Herr Berberlöwe, wann fahren Sie wieder mit dem Schiff zurück nach Afrika?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.